

# Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15.

Nr. 23.

Pränumerationspreis:  
für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;  
Zustellung ins Haus vers. 25 kr.  
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Donnerstag, 29. Jänner 1880. — Morgen: Martina.

Insertionspreis: Ein-  
spaltige Zeitspalt 4 kr., bei  
Wiederholungen 3 kr. An-  
zeigen bis 6 Zeilen 20 kr.

13. Jahrg.

## Die Cabinetstrifis.

Alle Wiener Nachrichten stimmen darin überein, daß sich das Ministerium Taaffe vor einer Cabinetstrifis befindet, welche allem Anscheine nach mit der Verwandlung des Coalitionsministeriums in ein verfassungsfeindliches Ministerium enden wird. Rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel, sollen sich die Fractionen der Rechten entschlossen haben, die Budgetdebatte, beziehungsweise ihre Abstimmung über die Budgetvorlagen, als den verlässlichsten Weg zur Erreichung ihrer Wünsche zu benützen. Sie gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß Graf Taaffe sich viel lieber zu jeder Nachgiebigkeit, als zum Rücktritte von der Regierung entschließen werde. Unter den Forderungen, welche die Czechen stellen werden, befinden sich bekanntlich Nachtragscredite für das czechische Unterrichtswesen. Aber auch den Clericalen soll ein Theil ihrer Wünsche dadurch erfüllt werden, daß die vereinigte Rechte bei der Verathung des Cultusbudgets, hauptsächlich bei der Verhandlung über die Religionsfonds, den Strebungen der „Rechts-“ Partei Rechnung tragen wird. Damit werden denn zunächst jene Vorzüge illusorisch gemacht, welche den Ministerpräsidenten noch vor kurzem an die Möglichkeit eines von Nachtragscrediten freien Haushaltes für das laufende Jahr glauben ließen.

Die zweite Selbsttäuschung, zu der sich Graf Taaffe bekennen muß, betrifft die Person Stremayr's. Wie man versichert, war Graf Taaffe bei der Zusammenstellung seines Cabinets von dem Plane ausgegangen, daß Dr. Stremayr, obgleich er zum definitiven Justizminister ernannt und nur mit der Leitung des Unterrichtsministeriums betraut war, in Wirklichkeit doch der factische Unterrichtsminister sein und bleiben sollte. Dieser Wunsch des Ministerpräsidenten wird nun

durch die bereits in unserer gestrigen Nummer angekündigten Angriffe der vereinigten Rechten auf das derzeit bestehende Personenverhältnis am Regierungstische durchkreuzt. Sie will vor der Verathung des Unterrichtsbudgets einen Mann ihrer Partei auf dem Ministerplatze installiert sehen. Graf Taaffe hat dem allgemeinen Andrängen seiner Majorität nicht widerstehen können und soll bereits der Rechten die Zusage gegeben haben, daß sie einen Unterrichtsminister ihrer Farbe erhalten solle. Da, wie allgemein angenommen wird, Dr. Stremayr keine Lust fühlen dürfte, neben einem clericalen oder nationalen Unterrichtsminister das mehr zum Scheine übernommene Portefeuille der Justiz auch fernerhin beizubehalten, so wäre mit der eben erwähnten Zusage Taaffes wohl auch jener von Stremayr nur angegedeutete Zustand geschaffen, welcher ihm ein Verbleiben im Amte unmöglich machte.

Aber auch den Ministern Korb und Horst scheint die Lust, welche in den Regierungskreisen weht, etwas gar zu stark aus dem rechten Winkel des Abgeordnetenhauses zu stammen. Wie man nämlich versichert, sollen die genannten Minister auf die Nachricht hin, daß Graf Taaffe auch das Finanzministerium der föderalistisch-reactionären Partei überlassen wolle, den Entschluß gefaßt haben, ihre Portefeuilles zurückzulegen. Damit stimmt auch eine Prager Nachricht vom gestrigen Tage überein, nach welcher der czechische Abgeordnete Reithammer seinem Blatte ein Telegramm mit der Kunde zukommen ließ, daß die Minister Stremayr, Horst und Korb von Weidenheim ihre Entlassung eingereicht hätten.

Nach dem Verhalten des Ministerpräsidenten und den Mittheilungen der Officiösen zu schließen, hatte Graf Taaffe die Absicht, vorläufig keine Ergänzung des Cabinets vorzunehmen, sondern die-

selbe erst dann eintreten zu lassen, wenn nach der parlamentarischen Erledigung der wichtigsten Regierungsvorlagen die Regierung selbst eine größere Freiheit ihrer Bewegung gewonnen hätte. Dazu ließen es aber die Fractionen der Rechten nicht kommen, deren ganzer Operationsplan darauf hinausläuft, den günstigen Moment der Budgetfrage in ihrem Interesse und im Interesse ihrer Wünsche auszunützen.

Wir könnten es fast als eine Ironie des Schicksals auffassen, daß Ministerpräsident Taaffe gerade von den Freunden jener nationalen Partei an die Wand gedrückt wird, welche er vor diesem Lose beschützen zu wollen erklärt hatte. Statt vor einer Ergänzung seines Cabinets im Sinne der Versöhnung, wie sie ihm vielleicht in schönen Stunden der Täuschung vorschwebte, steht er nunmehr mit Biemalkowsky, mit Falkenhayn und Prajak allein auf dem Posten. Die letzten Männer der Verfassungspartei sind es müde geworden, sich und ihren politischen Ruf nutzlos aufs Spiel zu setzen, und die Autonomisten werden nun keine verfassungstreuen Rivalen mehr zu fürchten haben, wenn sie ihre Hände nach allen Portefeuilles der Regierung ausstrecken.

Daß wir in letzterem Falle schweren Zeiten entgegengehen, ist nicht zu bezweifeln. Aber doch wäre dann wenigstens eine Entscheidung getroffen, welche die Verfassungspartei auch der letzten Rücksichten überhebt, die sie dem Ministerium Taaffe bisher schuldig zu sein glaubte. Oder dürfte auch unter obigen Voraussetzungen noch immer eine Stimme sich finden, welche von Versöhnungsabsichten zu reden den Muth hätte? Wir glauben nicht daran. Ein aus feudalen oder national-clericalen Kreisen ergänztes Cabinet wäre kein Versöhnungsministerium, sondern ein Ministerium des Kampfes, das, je rascher um so besser, aus

## Feuilleton.

### Der Schattenriß eines Verbrechens.

Novelle von A. Jäger.

(Fortsetzung.)

Herr von Rodenstein hatte von dem Rechte, als Wette der Zeugenschaft entzogen zu bleiben, Gebrauch gemacht. Gegen Abend des zweiten Verhandlungstages gieng er mit nervöser Hast in einem Zimmer seines Absteigequartiers auf und nieder. Seit vierundzwanzig Stunden hatte er das Haus nicht verlassen und keine Nahrung zu sich genommen. So oft ein Wagen vorfuhr, ein Geräusch im Hause entstand, blieb er horchend stehen, um bald darauf wieder seine Wanderung fortzusetzen. Manchmal griff er mit beiden Händen an seine Stirn, als wolle er die dahinter arbeitenden Gedanken zurückdrängen, einigemal trat er gedankenlos an das Fenster und wandte sich rasch wieder von dem Anblicke der durch die Straßen hastenden Menschen ab. Endlos waren die Stunden, und doch wieder wunderte es ihn, als die Dämmerung hereinbrach, daß die Zeit nicht stillgestanden habe. In dem Maße, als der Abend vorrückte, schlug sein Herz unruhiger; er mußte von Zeit zu Zeit stehen bleiben, denn die Füße

wollten ihren Dienst versagen, und dennoch wanderte er wieder weiter und weiter. Jetzt — er stand still und horchte — es war nichts — ja doch — jemand eilte die Treppe herauf durch das Vorzimmer — die Thüre ward aufgerissen; Herr von Rodenstein klammerte sich mit beiden Händen an eine Stuhllehne und starrte in das erhitzte, von Thränen aufgedunsene Gesicht des treuen Chrysothomus; dieser aber stürzte mit einem lauten: „Hurrah!“ bis in die Mitte des Zimmers, warf seine Mütze in die Luft und schrie aus vollem Halse: „Sie ist frei! sie ist frei, Herr Rittmeister! — Mein Himmel! Sie werden doch nicht vor Freude sterben!“ septe er plötzlich hinzu, als sein Herr todtenblaus auf einen Stuhl sank; aber dieser ermannte sich schon wieder. — „Wie trug sich alles zu?“ frug er mit Anstrengung.

„Wie; nun, du lieber Gott! es war ein Gerede ohne Ende hin und her, als wären sie alle nicht recht geschickt; was der eine sagte, das war dem andern nicht recht, und unsere arme gnädige Frau, die schwärzte sich selber so an, daß ich meinte, sie werde sich um den Hals reden; zuletzt giengen sie alle fort; ein Herr neben mir, den ich fragte, ob es nun schon aus sei, sagte mir, sie beriethen sich, und richtig, als sie wiederkam — ach, Herr Rittmeister, es war so still im Saale, daß ich mein

Herz schlagen hörte — freilich schlug's auch laut genug. Die Herren nahmen ihre Plätze wieder ein, alle Leute standen auf, so feierlich, wie wenn commandiert wird: „Knie nieder zum Gebete!“ — und der Herr Präsident sprach laut und langsam — meiner Seele, ich weiß nicht mehr, was und wie? — ich hörte nur das: nicht schuldig! — und dann stieg es mir an, in den Ohren zu läuten, und ich mußte mich niederlegen, denn die Knie schnappten mir ein. — Aber nun denken Sie sich unsere gnädige Frau, die fiel auf ihre Knie nieder, geberdete, sich als wenn sie den Verstand verloren hätte, und rief einüber das anderemal: Sprech mich nicht frei! ich bin ja schuldig — sprech mich nicht frei, ich kann es nicht ertragen! Der Herr Präsident stieg selber von seinem Platze herab und hob sie auf, und der Doctor mit einem von den anderen Herren bot sich an, sie nach Hause zu geleiten — ich aber eilte hieher, so schnell ich konnte, um Ihnen die Freudenbotschaft zu bringen, Herr Rittmeister. Aber Sie sagen gar nichts, Herr Rittmeister — Sie freuen sich gar nicht. — Gewiß, Sie sind krank!“

Herr von Rodenstein antwortete nicht, mit vorgeneigtem Körper und fest ineinandergeschlungenen Händen sah er starr vor sich hin. Einige Secunden stand der arme Bursche ganz verduht und betrachtete kopfschüttelnd seinen Herrn; endlich faßte er sich

dem politischen Leben Oesterreichs beseitigt werden müßte.

### Eine Overture zum Sprachchaos.

Es ist bereits mehrfach betont worden, daß die im czechischen Memorandum geforderte völlige Gleichberechtigung aller in einem Kronlande vorkommenden Sprachen zu einem völligen Chaos führen müßte. Einen interessanten Beleg hiezu lieferte die Sitzung des Budgetausschusses vom 26. d., in welcher sich folgende Scene abwickelte: Der Abg. Klais fand, daß in der Justizverwaltung Dalmatiens die italienische Sprache, die der Majorität, viel zu sehr dominiere. Ihm folgte Herr Botta, welcher, die Justizverhältnisse in der Bukowina besprechend, die Abhängigkeit von Lemberg beklagte und ohne Rücksicht darauf, daß er selber der Rechten angehört, sich darüber beschwerte, daß von dem Justizbeamten in der Bukowina verlangt werde, er solle des Rumänischen, Polnischen und Deutschen vollkommen mächtig sein — eine Darlegung, welche auf Seite der polnischen Abgeordneten sichtlich verstimmt. Dann kam Baron Giovanelli, der seinerseits, trotzdem auch er der Rechten angehört, es unerträglich erklärte, daß in rein deutschen Bezirken, z. B. im Unter-Innthal, italienische Eingaben italienisch erledigt werden sollen und daß ebenso im Bezirke Trient, wo kein Beamter recht deutsch versteht, deutsche Eingaben deutsch erledigt werden müssen. Herr Dr. Bošnjak blieb nun auch nicht zurück und lamentierte darüber, daß die slovenische Sprache zurückgesetzt sei, trotzdem „von Marburg bis zum adriatischen Meere 1 1/2 Millionen Slovenen compact (!) bei einander wohnen.“ Diesen kunterbunten, einander entgegengesetzten Forderungen gegenüber suchte Justizminister Stremayr sich durch die Erklärung aus der Affaire zu ziehen, daß dem Grundsatz der Gleichberechtigung dadurch systematisch Rechnung getragen werde, daß Eingaben in jeder der bestehenden Landessprachen entgegengenommen und in der Sprache der Eingabe erledigt werden, daß die Schlussverhandlungen stets in der Sprache des Angeklagten durchgeführt werden, u. s. w.; das Verlangen aber, fügte er bei, daß die Gerichtsbehörden auch im internen Verkehr in allen Sprachen amtieren, würde zu ungeheuerlichen Konsequenzen führen. Auch seien die Richter bekanntlich durch das Gesetz unabhängig gestellt, und die Justizverwaltung könne nur dann intervenieren, wenn offenbare Nichtbeachtung des Grundsatzes der Gleichberechtigung vorkomme, während im übrigen den Parteien, die sich in betreff

der Sprache beschwert fühlen, der normale Instanzenzug offen stehe. — Durch diese Darlegung des Justizministers war die bereits geschlossene Debatte wieder eröffnet, und hievon machte der Abg. Zeithammer effectvollen Gebrauch. In gereiztem Tone erklärte er, die Aeußerungen des Ministers seien eine Verletzung der Gleichberechtigung; in Böhmen und Mähren würde dadurch die deutsche Sprache zur herrschenden gemacht, die Sprache der slavischen Majorität zur Sprache eines untergeordneten Stammes degradiert; er glaube und hoffe, die Anschauung des Herrn v. Stremayr sei nicht die der jetzigen Regierung; er werde übrigens im Hause die Sache weiter verfolgen. Sprach und beantragte sofort — Schluß der Debatte. Während dieser ganzen Verhandlung verhielten sich die Abgeordneten der Verfassungspartei vollständig passiv, keiner von ihnen griff ein, so verlockend der kleine Bruderkrieg auch war, den die Herren von der Rechten, ohne es so recht zu fühlen, gegen einander führten. Auch Herr Dienbacher, als Berichterstatter, fand es angezeigt, sich in die interessante Gleichberechtigungsfehde seiner eigenen Parteigenossen nicht weiter einzumischen; es sei, meinte er, nicht seines Amtes, sich über diese Angelegenheit zu äußern.

**Oesterreich-Ungarn.** Der Legalisierungsausschuss des österreichischen Abgeordnetenhauses hat in seiner vorgestrigen Sitzung einen vom Abg. Dr. Fuchs ausgearbeiteten Beschluswurf angenommen, welchem zufolge der Legalisierungszwang gänzlich aufgehoben werden soll.

Die Regierungspartei des ungarischen Abgeordnetenhauses hat die Verwerfung des Antrages Moczar's beschlossen. Dagegen wird vom Abg. Barozs ein Beschlusantrag eingebracht werden, welcher dahin geht: „In Anbetracht dessen, daß die Untersuchung der Straßendemonstrationen Sache des Gerichtes sei, daß das Vorgehen einzelner behördlicher Organe eine Angelegenheit des Ministeriums ist, steht das Abgeordnetenhaus keine Ursache für außerordentliche Maßregeln und geht zur Tagesordnung über.“ Hierauf trat Béla Grünwald mit seinem längst angekündigten Antrage auf Abänderung des Administrationsystems vor. Er zeichnete den Zustand der gegenwärtigen Administration in den schwärzesten Farben, schilderte deren Nachteile und stellte schließlich die Forderung: die Partei möge aussprechen, sie werde für die Abänderung des Administrationsystems und die staatliche Ernennung der Administrativbeamten stimmen. Nachdem der

Ministerpräsident gesprochen, erklärte die Partei, auf die große Menge der aufgeworfenen Fragen momentan nicht eingehen zu können. Grünwald wird infolge dessen den Anlaß benützen, um aus der Partei auszutreten.

Eine Wählerversammlung in Belwara in Böhmen hat den neun czechischen Abgeordneten, welche das Programm des „Vaterland“ unterschrieben haben, einstimmig ein entschiedenes Mißtrauensvotum ertheilt. Eine gleiche Mißtrauensgebung richteten die Wähler des Pilgram-Pöbauer Bezirkes an den Abgeordneten Widersperg.

Wie man der „Pol. Corr.“ aus Constantinopel berichtet, haben in den letzten Tagen zwischen der österreichischen Botschaft und der Pforte einige übrigens sehr freundliche Erklärungen stattgefunden. Den Anlaß hiezu bot eine ungenaue Depesche der „Agence Havas“ über eine in der Delegation gehaltene Rede des Grafen Andrassy. Die Worte „legitime Ansprüche“ (prétentions légitimes), deren sich der Graf bediente, wurden von dem Journal „Stambul“ in dem Sinne ausgelegt, als würde Oesterreich kriegerische Absichten und Eroberungspläne im Oriente hegen. „Die Pforte selbst“, schreibt der genannte Correspondent, „gerieth über diese Depesche in Aufregung und die Sache soll den Gegenstand mehrerer in sehr höflicher Form verlangter und in sehr loyaler Weise gegebener Aufklärungen gebildet haben. Es konnte dem Geschäftsträger Ritter v. Rosjek nicht schwerfallen, Sawas Pascha zu beweisen, daß die Aeußerungen des Grafen Andrassy stark entstellt worden waren. Was er gesagt, beschränkt sich thatsächlich auf Folgendes: „Das Ergebnis des Berliner Congresses ist so ausgefallen, wie wir es erwarteten; er hat die Monarchie im Oriente wieder auf die Höhe ihrer einstigen Stellung und ihrer legitimen Ansprüche gehoben.“ Wie jedermann sehen kann, beziehen sich diese Worte auf die Vergangenheit, auf ein bereits erzielt Resultat. Sie enthalten keinerlei directe oder indirecte Anspielung auf angebliche Zukunftspläne Oesterreichs.“

**Italien.** Wie im gestrigen Blatte erwähnt wurde, gedenkt das italienische Ministerium die kaum eröffnete parlamentarische Session wieder zu schließen. Wir haben es jedoch hier mit keiner gewöhnlichen Vertagung, sondern mit einem parlamentarischen Regierungsmanöver zu thun, welches für den Fall seiner Durchführung die Hinsälligkeit des italienischen Constitutionalismus besser documentieren würde, als das die ausführlichsten Situa-

ein Herz und begann schüchtern: „Herr Rittmeister, ich habe gleich einen Wagen mitgebracht, er steht unten vor der Thür; ich meine, wenn Sie die gnädige Frau abholen wollen —“

Herr von Rodenstein erhob rasch den Kopf. —

„Ich werde sie nicht abholen“, sprach er scharf.

„So darf ich?“

„Nein.“

„Soll der Wagen warten?“

„Nein.“

„Herr Rittmeister!“ stammelte Chrysothomus.

„Geh“, befahl Herr von Rodenstein.

„Wir sollen die gnädige Frau nicht abholen?“

fließ der Bursche hervor.

„Geh!“ rief Herr v. Rodenstein mit dem Fuße

kampsend, und als Chrysothomus die linke Hand an der Posenmuth, die rechte an seiner Stirne, auf den burschen Befehl militärisch salutierend, mit einem unsicheren: „Sehr wohl, Herr Rittmeister“, rechts um machte und das Zimmer verließ, da bedeckte jener aufschluchzend sein Antlitz mit beiden Händen.

Die Schlacht von Solferino war geschlagen. Nach einem entsetzlichen Tage brach die nicht minder entsetzliche Nacht herein. Zerwühlt und zerstampft war die blutgetränkte Erde, verwüstet die

fruchtbaren Reisfelder, zerrissen und in den Boden getreten die üppigen Nebengewinde, welche sich noch wenige Stunden zuvor zwischen reichen Maulbeerbainen von Baum zu Baum gerant hatten, niedergebrannt, ein rauchender Trümmerhaufe, war jedes Gehöfte weit und breit — mit Tausenden von Todten und Sterbenden bedeckt die weite Ebene des Mincio, dessen Wellen sich leise plätschernd ihr Bett entlang wälzten, als wollten sie den Gefallenen ein einfürmiges Schlummerlied singen.

Es war am 24. Juli 1859 gegen zehn Uhr abends, als eine Frau sich mit einem Trupp Soldaten vom Sanitätscorps auf das Schlachtfeld begab, um bei dem Auffuchen der Verwundeten behilflich zu sein. Sie war während des Kampfes und nach demselben auf einem Verbandplatze fortwährend thätig gewesen; obgleich von zartem Körperbaue, hatte sie kein Zeichen der Ermüdung bliden lassen; obgleich sanft und mildthätig, hatte sie sich nicht geschaut, auch bei den schrecklichsten Operationen hilfreiche Hand zu leisten. Die übermäßig angestregten Aerzte hatten an ihr eine geschickte, unermüdete Gehilfin, die Leidenden eine muthige und geduldige Pflegerin, die Sterbenden eine fromme Trösterin gefunden.

Mit Andruch der Nacht war ein großer Theil der Verwundeten in den Spitalern von Verona

untergebracht. Es handelte sich nunmehr darum, die auf dem Schlachtfelde Zurückgebliebenen vor dem Schicksale des Verschmachtens oder des Lebendigbegrabenwerdens zu sichern. Schwester Anna schloß sich einer kleinen Abtheilung Sanitätsstruppen an und begab sich auf die Wahlstatt. Als sich die Soldaten dort in Häuflein von je drei Mann vertheilten, folgte sie einem dieser letzteren auf seinem traurigen Wege. Sie schritt behutsam vorwärts: eifrig bedacht, ihres Amtes mit Gewissenhaftigkeit zu walten, beugte sie sich auf ihrem Wege über jeden der Gefallenen mit nie ermüdender Geduld hinab; es war nichts von der Schen und Zaghaftigkeit ihres Geschlechtes an der Frau; sie hatte bei Magenta gehandelt wie heute; sie hatte damals wie heute Verschmachtende gerettet, Verwundete gepflegt, Sterbende getröstet mit dem Muth einer Heldin und mit der Geduld einer Heiligen. Graßfurchtlos und unermüdet wandelte sie auf und ab und that ohne Schauder und Entsetzen ihre traurige Pflicht, als stehe sie unerreichbar hoch über den Schrecken des Krieges. Viele Schwerverwundete waren durch ihre Begleiter schon zurückgetragen worden; manch' Todtgeglaubten hatte sie von dem schrecklichen Schicksale errettet, indem sie seinen schwachen Athem belauscht, das Klopfen seines Herzens befühlt und ihn als lebend erkannt hatte,

tionsberichte zustande brächten. Bekanntlich hat das Ministerium die Aufhebung der Wahlsteuer in sein Programm aufgenommen. Die Haltung des Senats hat jedoch die Durchführung dieses Programmartikels unmöglich gemacht und würde also das Cabinet zum Rücktritte nöthigen. Da man es auf diese Eventualität nicht ankommen lassen will, erklärt man also die Session für geschlossen und will die Zwischenzeit zu einem großen Paarschub benützen, welcher dem Regierungsantrage betreffs der Wahlsteuer die Majorität im Senate sichern soll. Doch ist es nach den Meldungen italienischer Blätter sehr zweifelhaft, ob durch die Anwendung dieses mehr als bedenklichen Mittels die große Majorität gebrochen werden könnte, welche sich im Senate aus finanziellen Gründen für die vorläufige Beibehaltung der Wahlsteuer erklärt hat.

**Bulgarien.** Wie man der „Pol. Corr.“ aus Sophia berichtet, verlief der erste Wahltermin für die Provinzialvertretung unter ungemein schwacher Betheiligung. Die bulgarische Bevölkerung zeigt sich vollständig indifferent in der Ausübung der constitutionellen Rechte und Pflichten, so daß die Wahlen wegen Abwesenheit der Wähler in gar keinem Wahlbezirke des Fürstenthums vorgestern vollzogen werden konnten. Der zweite und letzte Wahltermin fällt auf den 1. Februar (20. Jänner a. St.).

### Vermischtes.

Eine protestantische Kirche in Ugram. Wie der „Uzhor“ meldet, beabsichtigt die protestantische Gemeinde in Ugram eine Kirche und ein Pfarrhaus zu bauen. Dieselbe wendete sich an den Magistrat um unentgeltliche Ueberlassung eines Grundstücks, und ist die Stadtvertretung geneigt, dem Ansuchen zu willfahren. Der Gustav-Adolf-Verein hat für den Bau 18,000 fl. angewiesen und wird bis zur Vollendung jährlich weitere 6000 fl. gewähren.

In Szt. Krasszua wurde am 23. d. M. nachmittags ein prächtiger Regenbogen bei heftigem Schneefalle während einer Viertelstunde beobachtet. Nachdem derselbe verschwunden war, wurden zwei neben einander stehende Sonnen sichtbar, welche allmählich ineinander verschwammen und dann wieder neben einander auftauchten.

Ein Riesewolf. Auf der dem Grafen Franz Szécsenyi gehörigen Herrschaft Tarános wurde vor wenigen Tagen ein Wolf von ungewöhnlicher Größe geschossen. Die Körperlänge des Thieres betrug 128 Centimeter, mit dem Schweife 174 Centimeter; die Höhe, bei der Brust

gemessen, 84 Centimeter. Der Wolf wog 86 Pfund. Drehm gibt die Körperlänge eines ausgewachsenen Wolfes mit 106 Centimeter an. Das erlegte Thier gehört jedenfalls zu den größten seiner Gattung.

— Instinct oder Dankbarkeit? Der „Züricher Landbote“ erzählt folgenden Vorfall, der sich in Zürich vor einer großen Anzahl Augenzeugen zugetragen. Die Möven, welche gegenwärtig in starken Scharen die Limmat beleben, lassen sich gern vom Publicum füttern; ihre Kunst im Aufsuchen ist ergötzlich, und dabei sind die Thierchen so furchtlos, daß sie sich — namentlich, wenn es recht kalt ist — mit der Hand fangen lassen. Einer dieser Fütterer bringt ihnen nun regelmäßig alle Mittage kleine Fleischüberreste, welche sie leidenschaftlich gern fressen. Mit großem Geschrei umschwärmten sie denn auch diefertage ihren Wohlthäter, wobei eine sich die Unvorsichtigkeit zuschulden kommen ließ, so heftig an seinen Hut zu schießen, daß derselbe über die Brücke in die Limmat fiel. Natürlich erscholl ein allgemeines Gelächter des versammelten Publicums, und schon wollte man zur Rettung des Hutes ein Nothschiff besteigen, als eine der Möven den Hut faßte und, alle ihre Kräfte anstrengend, mit ihm sich mühsam in die Luft hob, gegen die obere Brücke flog und ihn in der Mitte derselben fallen ließ, so daß der Verruchte wieder zu seinem Eigenthum gelangte. War das bloßer Instinct oder eine überlegte Handlung der Dankbarkeit?

— Familiennachrichten aus dem Berliner zoologischen Garten. „Gestern wurde meine liebe Frau, geborne Peh, von zwei gesunden Knaben glücklich entbunden“ — mit diesen Worten würde, schreibt ein Berliner Blatt, der braune Bär des zoologischen Gartens unzweifelhaft der Welt den Zuwachs seiner Familie verkünden, wenn er nicht mit schweren Watsersorgen belastet wäre. In der Nacht zum Sonntag erkönte nämlich aus dem Zwinger plötzlich und unerwartet ein durchdringendes Quartett, bei welchem die soben gebornen Bärchen den Sopran, die beiden Alten aber die bekannten Brummbässe übernommen hatten. Eine Inspection des Lagers ergab das erfreuliche Resultat, daß wirklich zwei kleine Brauns das Licht der Welt erblickt hatten. Freilich waren sie nicht braun, sondern vielmehr weißlich-roth und nackt, und mit dem Erblicken des Lichtes wird es auch noch gute Wege haben, da sie vorläufig stockblind sind; nichtsdestoweniger scheinen es ganz interessante Wesen zu sein, die mit allem möglichen Gethier, nur mit keinem Bären Aehnlichkeit haben. Die sorgliche Mutter, die zum erstenmale Kinderpflege zu übernehmen hat, trägt die schreienden Kleinen zwischen

den Zähnen im Käfig umher und legt sie dann behutsam in das Heu der dunklen Höhle. Der Bärenvater, der im Verdachte steht, Saturn zu spielen, wurde von den Seinen entfernt, um im Nachbarkäfig untergebracht zu werden.

### Local- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Aus dem Gemeinderathe.) In der gestrigen Sitzung des Gemeinderathes wurde noch vor Beginn der Debatte über die programmatischen Punkte der Tagesordnung vom Hr. Regali der Dringlichkeitsantrag gestellt, es möge anlässlich der bevorstehenden Ergänzungswahlen für den Gemeinderath die Drucklegung der Wählerlisten beschlossen werden. Hr. Regali hatte diesen Antrag bereits in der letzten Gemeinderathssitzung gestellt, weshalb denn auch Hr. Dr. Jarnik sein Befremden darüber aussprechen zu müssen glaubte, daß der betreffende Antrag nicht in das Programm der eben stattfindenden Sitzung aufgenommen worden sei. Der Vorsitzende, Bürgermeister Laßkau, entgegnete, daß nach der Geschäftsordnung nur schriftlich eingebrachte selbständige Anträge auf die Tagesordnung zu setzen sind, eine Vorbedingung, welche bei dem vom Hr. Regali in der letzten Sitzung nur mündlich vorgebrachten Antrage nicht erfüllt worden sei.

Nachdem der Dringlichkeitsantrag im zustimmenden Sinne beantwortet war und Hr. Regali seinen Antrag damit begründet hatte, daß bei den derzeitigen Verhältnissen viele Wähler sich über ihre Wahlrechte ganz im Unklaren befinden, erklärt Hr. Suppan, daß er zwar principiell keine Veranlassung habe, für Laibach eine Maßregel zu verlangen, welche man selbst in weit größeren Städten für überflüssig erachtet. Doch wolle er mit Rücksicht darauf, daß schon seit langen Jahren keine Liste der Laibacher Wählerschaft in Druck gelegt worden sei, dem Antrage Regalis nicht entgegen treten.

Hr. Jarnik ist ehrlich genug, zuzugestehen, daß die nationale Minorität des Gemeinderathes deshalb in den Besitz der Wählerliste gelangen wolle, weil sie derselben für die Wahlagitation benöthige. Er polemisiert gegen den Bürgermeister, welcher es einem nationalen Mitgliede des Gemeinderathes verweigert habe, eine Abschrift von der Liste zu nehmen, und beantragt, daß es in Zukunft jedem Mitgliede des Gemeinderathes freistehen solle, eine Copie von der Wählerliste zu nehmen. Die Drucklegung derselben werde damit schon die nationale Partei auf eigene Kosten besorgen.

nachdem die drei Soldaten an ihm vorübergegangen waren.

Indessen war es sehr spät geworden; die Ermüdung der Frau nahm zu. Eben wiederholten die Soldaten den vergeblichen Versuch, ihre Gehilfin zur Heimkehr zu bewegen, als sich dem kleinen Trupp ein leuchtender Punkt näherte. Eine menschliche Gestalt tauchte aus dem Dunkel auf und zeigte sich alsbald als ein österreichischer Officiersdiener, welcher, eine Laterne in der Hand, langsam und niedergehrochen einhergeschlich.

„Na, was suchst du denn, du grauröthiges Trauerpferd?“ rief einer der Soldaten dem Nahenden mit dem nie versiegenden Galgenhumor des Schlachtfeldes zu.

„Meinen Herrn“, lautete die Antwort.

„Wer ist dein Herr?“

„Der Lieutenant Rudolf Rodenstein von den Husaren“, antwortete der Bursche; „der gute Herr, du lieber Himmel, er ist gewiß schon todt.“

„Na, das kann schon sein; sind ihrer heute mehr gestorben?“ meiner einer der Soldaten gleichmüthig.

„Aber so ein junger Herr, ein reines Kind, erst sechzehn Jahre alt; kaum drei Monate beim Regimente. Und wie mir ihn sein Herr Vater auf die Seele gebunden hat; ist sein einziger Sohn!“

„Ja, ja, es ist eine liebe Noth“, sagte einer der Drei, — „na, adieu und viel Glück auf den Weg!“ — Damit schickten sie sich an, den Kameraden seinem Schicksale zu überlassen, aber Schwester Anna stellte sich an seine Seite. „Ich will dir deinen Herrn suchen helfen“, sprach sie.

„Grüß Gott, Schwester Anna“, rief der Bursche freudig, „komm nur mit; dich kann ich gerade brauchen, du machst ihn wieder lebendig, wenn er schon dreiviertel todt ist.“

Die drei Sanitätsoldaten schwenkten nach rechts ab, die Krankenwärterin und Lieutenant Rodensteins Diener wandten sich nach links.

„Ich will dir sagen, wie mein Herr aussieht“, begann der letztere; „denn, wenn du das nicht weißt, so kannst du ihn nicht finden.“

„Ich denke doch“, antwortete sie.

„Er ist groß und schlank“, sprach Josef.

„Er hat braune Haare und dunkle Augen“, setzte Schwester Anna hinzu.

„Er ist wie Milch und Blut im Gesichte“, fuhr der Diener fort.

„Er hat eine Adlernase und eine hohe breite Stirne“, setzte die Krankenwärterin hinzu.

„Du kennst ihn!“ rief der Bursche erstaunt. Sie schwieg einen Augenblick.

„Ja, ich kenne ihn“, entgegnete sie dann.

„Lange Zeit suchten die beiden schweigend unter den Todten und Verwundeten nach dem Vermissten. Für jeden Schmachenden, den sie auf ihrem Wege fand, hatte Schwester Anna einen Trunk Wasser oder ein Trosteswort durch die Versicherung, sich den Platz zu merken, wo er liege, und die Sanitätsoldaten, sobald sie deren trafe, dahin zu senden. Den Lieutenant Rodenstein aber fanden sie noch immer nicht. Verzweifelt setzte sich Josef nach zweistündigem Suchen auf einen Stein und stieg an, bitterlich zu weinen. Aber die Frau nahm ihm mit den Worten: „Damit helfen wir dem Rodenstein nicht“, die Laterne aus der Hand und gieng weiter; der Bursche folgte ihr.

„Gehen wir da hinunter“, sprach er nach einiger Zeit, „dort waren wir noch nicht.“

Sie schüttelte das Haupt: „Die Cavallerie ist nicht dahingekommen“, antwortete sie; „aber dort über die Reiskelder hin wollen wir suchen.“

Sie setzten ihre Bemühungen fort, lange aufmerksam und fruchtlos. „Vielleicht ist er gefangen“, meinte Josef.

(Fortsetzung folgt.)

